

STEPHEN BOOTH  
Kühler Grund

### *Buch*

Ein drückend heißer Sommer liegt über dem Peak District im Norden Englands. Hier wirkt die ländliche Idylle noch intakt, und die Zeit scheint still zu stehen. Doch das friedliche Bild trügt. Seit Tagen durchkämmen Dutzende von Polizeibeamten ein Waldstück, und das Dröhnen von Hubschraubern zerreißt die Stille: Ein Mädchen wird vermisst, die fünfzehnjährige Laura Vernon. Doch als man sie schließlich findet, ist es längst zu spät. Laura ist tot, ermordet. Ein Spaziergänger, der wortkarge Harry Dickinson, hatte einen Turnschuh des Mädchens entdeckt und die Polizei zum Fundort geführt. Detective Ben Cooper argwöhnt schon bald, dass Harry Dickinson mehr über Lauras Tod weit, als er zugibt. Und auch Lauras Eltern, die erst vor wenigen Jahren nach Edendale gezogen waren, scheinen einiges zu verheimlichen. Cooper, der in dem Ort aufwuchs und sämtliche Einwohner kennt, verlässt sich bei den Ermittlungen ganz auf seine Intuition und Menschenkenntnis. Und er spürt, dass einige Leute in Edendale versuchen, ihn von der richtigen Spur abzubringen. Als man Cooper auch noch die ehrgeizige, von Birmingham aufs Land versetzte Diane Fry zur Seite stellt, erschweren berufliche wie persönliche Differenzen zwischen den beiden zusätzlich die Suche nach dem Mörder ...

### *Autor*

Stephen Booth wurde in Burnley, im englischen Lancashire geboren. Er arbeitet seit fünfundzwanzig Jahren als Journalist für Zeitungen und beim Rundfunk und hatte bereits einige Kurzgeschichten veröffentlicht, bevor er mit »Khler Grund« seinen ersten und sofort international gefeierten Roman schrieb. Mittlerweile ist bereits der sechste Fall für das Ermittlerpaar Ben Cooper und Diane Fry erschienen, ein siebter ist in Vorbereitung. Stephen Booth lebt mit seiner Frau in der Nähe von Retford in Nottinghamshire.

### *Außerdem von Stephen Booth erschienen:*

Die schwarze Hand des Todes. Roman (45677) · Todessttte. Roman (46445) · Der Rache dunkle Saat. Roman (46263) · Die einsamen Toten. Roman (46197) · Kaltes Grab. Roman (46072)

Stephen Booth  

---

Kühler Grund

Roman

Aus dem Englischen  
von Regina Rawlinson

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel  
»Black Dog« bei Harper Collins Publishers, London

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe  
Taschenbuchausgabe September 2007  
Copyright © der Originalausgabe 2000 by Stephen Booth  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: buchcover.com / doublepointpictures  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-46612-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Lesley*



# 1

**D**as jähe grelle Licht tat den Augen der jungen Frau weh, als sie aus der Hintertür des Cottage ins Freie stürzte. Sie hastete barfuß über die Steinfliesen, und das Haar floss ihr in roten Wellen über die nackten Schultern.

Das Gezeter aus dem Haus endete abrupt, als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel. Während sie den Gartenweg entlanglief, wirbelte zwischen den Platten der Staub der sonnengedörrten Erde auf. Der Dorn einer scharlachroten Strauchrose, die halb über den Weg rankte, riss ihr beim Vorbeilaufen den Arm auf, doch sie nahm den Schmerz kaum wahr.

»Warte!«, rief sie.

Aber das alte hölzerne Gartentor war schon geräuschvoll zugeschlagen, bevor sie es erreichte. Sie reckte sich über die Trockenmauer und hielt den alten Mann auf der anderen Seite am Ärmel fest. Trotz der Hitze trug er eine Wolljacke, und durch den Stoff hindurch fühlte sich sein Arm steif und sehnig an. Als die junge Frau fester zugriff, spürte sie, wie sich seine Muskeln über die Knochen schoben, als wäre sie mit ihrer Hand tief in seinen Körper eingedrungen.

Harry Dickinson blieb stehen und drehte den Kopf weg, um der Bitte in den Augen seiner Enkelin zu entgehen. Die einzige Veränderung in seinem Gesicht war ein leichtes Zucken der Mundwinkel, als er an Helen vorbei über die Reihe der steinernen Cottages blickte. Die Mauern mit den weiß gestrichenen Sprossenfenstern, die bereits im abendlichen Schatten lagen, kühlten allmählich ab, obwohl die Sonne noch immer tief über den Schieferdächern hing und gnadenlos vom Himmel brannte.

Harrys Pupillen zogen sich zu ausdruckslosen schwarzen Punkten zusammen, bis er den Kopf wendete, sodass ihn der Schirm seiner Mütze gegen die Sonne schützte.

Helen stieg der Geruch von Erde, Schweiß und Tieren in die Nase, der tief in die Wolle der Jacke eingedrungen war und nur überlagert wurde von dem vertrauten Duft kalten Tabakrauches. »Es hat keinen Sinn, einfach zu verschwinden. Früher oder später musst du den Tatsachen ja doch ins Gesicht sehen. Du kannst nicht ewig davonlaufen.«

Ein lautes Knatzen, das hinter Harry durch das Tal hallte, ließ ihn zusammenfahren. Seit über einer Stunde rollte der Lärm nun schon über den dichten Wald, der bis in die Talsenke hinunterreichte. Das Geräusch prallte von den gegenüberliegenden Hängen zurück wie das wütende Flügelschlagen eines Vogels, hämmerte auf Ginster und Heidekraut ein und erschreckte die Schafe auf den höher gelegenen Hängen.

»Wir würden es verstehen«, sagte Helen. »Wir sind doch deine Familie. Wenn du nur mit uns reden würdest...«

Der alte Mann hielt den rechten Arm unnatürlich abgeknickt, sodass sich der Ärmel seiner Jacke zu einer hässlichen Ziehharmonika zusammenschob.

Helen wusste, dass die Wälder eine starke Anziehungskraft auf Harry ausübten, der er sich kaum entziehen konnte, auch wenn er sich noch so sehr dagegenstemmte. Einen Moment lang wirkte er unentschlossen, doch dann schienen die widerstreitenden Emotionen seine Abwehr noch zu verstärken. Seine Miene drückte Entschlossenheit aus, bei seinem einmal gefassten Entschluss zu bleiben.

»Granddad? Bitte.«

Sie spürte die scharfen Kanten der Gartenmauer durch ihre Shorts, und der linke Handteller tat ihr weh, wo sie sich an den schartigen Decksteinen aufgeschürft hatte. Nachdem sie, von ihren Gefühlen überwältigt, hinter ihm hergestürzt war, wusste sie nicht mehr, was sie sagen sollte. Sie spürte die Machtlosigkeit der Konventionen, die die Kommunikation unter Erwachsenen



regelten, selbst wenn sie zur selben Familie gehörten. Genau wie ihrem Großvater fehlten auch ihr die Worte, um ihre Gefühle auszudrücken. Vor allem den Menschen gegenüber, die ihr am nächsten standen.

»Grandma ist wütend«, sagte Helen. »Aber sie beruhigt sich bald wieder. Sie macht sich doch nur Sorgen um dich.«

Helen war bei Harry immer ohne viele Worte ausgekommen. Er hatte stets genau gewusst, was sie wollte, und auf ihren Blick reagiert, auf das schüchterne Lächeln, auf den Sonnenglanz in ihrem Haar, auf die kleine Hand, die sich vertrauensvoll in die seine legte. Doch dieses Kind gab es nicht mehr, schon seit Jahren nicht mehr. Als Lehrerin hatte sie sich eine andere Form der Verständigung aneignen müssen, basierend auf Distanz, nicht auf Nähe. Aber Harry verstand sie noch immer. Er wusste, was sie in diesem Augenblick von ihm wollte. Doch er konnte es nicht tun, weil es seinen lebenslangen Gewohnheiten widersprach.

Nach und nach verebte das Knattern, von den Bäumen und dem bergigen Gelände zu einem dumpfen Brummen abgemildert. Nun machten sich die leisen Geräusche des Abends bemerkbar – das Rascheln einer Brise in den Buchen, das Muhen einer Kuh im Tal, das Lied einer Lerche über dem Heidekraut. Harry lauschte, als hörte er eine Stimme, die niemand sonst vernehmen konnte. Sie verstärkte die Trauer in seinen Augen, aber auch seine Entschlossenheit. Er straffte den Rücken und ballte die Fäuste. Sein Griff um die abgewetzte schwarze Leder-schlaufe, die er in der einen Hand hielt, wurde fester.

»Komm zurück und rede mit uns. Bitte, Granddad«, sagte Helen.

Sie hatte die Stimme nie gehört. Sie hatte es oft versucht, wenn sie beobachtete, wie sich der Gesichtsausdruck ihres Großvaters veränderte, aber nicht zu fragen gewagt, was er vernahm. Stattdessen hatte sie selbst die Ohren gespitzt, um vielleicht wenigstens ein schwaches Echo zu erhaschen. Wie die meisten Männer, die unter Tage gearbeitet hatten, verbrachte auch Harry so viel

Zeit wie möglich an der frischen Luft. Wenn sie mit ihm zusammen war, konnte Helen die Geräusche des Waldes und des Himmels hören, die winzigen Bewegungen im Gras, die Richtungsänderungen des Windes, das Springen der Fische im Bach. Doch was ihr Großvater hörte, hatte sie nie gehört. Sie war in dem Glauben aufgewachsen, dass diese Stimme nur ein Mann vernehmen konnte.

»Wenn du schon nicht mit Grandma darüber sprechen willst, warum erzählst du es dann nicht wenigstens mir, Granddad?«

Langsam schwoll das Knattern wieder an, es kam auf sie zu, während es dem Verlauf der Straße folgte, die sich durch das Tal schlängelte. Es kam immer näher, über die steinigen Hänge der Raven's Side, um eine schroff hervortretende schwarze Felsen-nase herum, immer weiter auf das Dorf zu, bis es fast über ihnen war. Das Getöse war so laut, dass jede Verständigung unmöglich war. Ausgerechnet in diesem Moment entschloss Harry sich, etwas zu sagen, trotzig erhob er die Stimme, um sich gegen den Lärm durchzusetzen.

»Verdammte Radaubröder«, sagte er.

Der Hubschrauber stand reglos in der Luft, der blaue Rumpf flirrte im Schatten der Rotorblätter. In der Kabine beugte sich ein Mann nach vorn und starrte auf die Erde. Der Hubschrauber trug die Aufschrift POLIZEI.

»Sie suchen das vermisste Mädchen«, sagte Helen, der die Worte regelrecht von den Lippen gerissen wurden. »Die Kleine aus der Villa.«

»Aye, gut. Aber müssen sie deswegen so einen Krach machen?«

Harry räusperte sich ausgiebig und spuckte den Schleim in das gelbe Jakobskraut neben dem Gartentor.

Als wäre er beleidigt, wandte sich der Hubschrauber plötzlich vom Dorfrand ab und schwebte auf eine Reihe hoher Nadelbäume zu, die auf dem Grundstück eines großen weißen Hauses wuchsen. Die Klanghöhe veränderte sich, als das Geräusch an dem Gebäude vorbeiglitte und über die Dächer und Schornsteine streifte, wie ein Echolot, das einen Tiefseegraben abtastete.

»Wenigstens wird die Bande da oben auch aufgeweckt.«

»Granddad...«

»Mehr gibt es nicht zu sagen. Jedenfalls jetzt nicht.«

Helen seufzte, bedrängt von Gedanken, die sie nicht ausdrücken, und von Gefühlen, die sie nicht vermitteln konnte.

»Ich muss weiter, Kind«, sagte er. »Sonst reißt mir Jess noch den Arm aus.«

Helen schüttelte den Kopf, aber sie ließ ihn los. Wo der Dorn sie gekratzt hatte, lief ein dünner Faden Blut über ihren Arm. Schon halb geronnen glänzte er dunkel auf ihrer hellen Haut. Sie sah ihrem Großvater nach, wie er den Berg hinunterging, in Richtung des Waldes unterhalb der Felsen. Jess, seine schwarze Labradorhündin, lief voraus und zerrte aufgeregt an der Leine, weil sie es kaum erwarten konnte, zum Bach zu kommen, wo sie sich austoben durfte.

Nein, man kann nicht ewig davonlaufen, dachte Helen. Aber man kann sich verdrücken und ein Stück mit dem Hund spazieren gehen.

Weiter unten am Hang stand Ben Cooper und schwitzte. Der Schweiß rann ihm durch das Brusthaar und legte sich als klebriger Film auf die Bauchmuskeln. Unter den Armen und am Rücken war sein T-Shirt klitschnass, und seine Kopfhaut kribbelte.

Noch hatte keine Brise den Weg durch die Bäume gefunden, um die stehende Hitze, welche die Nachmittagssonne zurückgelassen hatte, erträglicher zu machen. Jede Lichtung war eine kleine Sonnenfalle, in der sich die Wärme wie in einem Trichter sammelte. Selbst tiefer im Wald war die Luftfeuchtigkeit noch so hoch, dass es ihn am ganzen Körper juckte und er von winzigen schwarzen Fliegen geplagt wurde, die in dichten Wolken unter den Bäumen hingen und von seinem Schweißgeruch angezogen wurden.

Alle Männer in der Reihe hielten eine Holzstange in der Hand, mit der sie das hohe Gras durchstößern und Farne und

Brombeerranken zur Seite schieben konnten. Die zertretenen Blätter rochen feucht und nach Erde, und Coopers braune Bergstiefel hatten sich bis weit über die Sohle hinauf dunkel verfärbt. Wenn er die Stange aus dem Unterholz zog, hingen Kletten daran, und kleine Raupen und Insekten klammerten sich an ihr fest. Alle paar Minuten musste er stehen bleiben, um sie auf dem Boden oder an einem Baumstamm abzuklopfen. Den anderen Männern in der Reihe erging es ebenso, und das dumpfe Klopfen und Schlagen begleitete die sporadisch aufkommenden Gespräche.

Nach einiger Zeit tat Cooper vom gebückten Gehen der Nacken weh. Als die Reihe kurz anhielt, damit die Männer in der Mitte ein dichtes Brombeergestrüpp durchsuchen konnten, reckte er erleichtert den Hals und blickte nach oben über den Waldrand hinweg. Auf der anderen Seite des Tals erhob sich die Flanke von Win Low. Dort oben, auf den kahlen Felsnasen, die Witches – Hexen – genannt wurden, war es sicher wesentlich kühler. Bestimmt ging auf dem Gipfel ein frischer Westwind, ein Wind, bei dem man immer das Gefühl hatte, er käme direkt aus den walisischen Bergen und über die Cheshire-Ebene herübergeweht.

Seit zwei Stunden ärgerte er sich nun schon, dass er nicht daran gedacht hatte, eine Kopfbedeckung mitzunehmen, um sich vor der Sonne zu schützen. Ausnahmsweise einmal beneidete er die uniformierten Kollegen weiter unten in der Reihe, die sich die dunklen Schirmmützen tief in die Stirn gezogen hatten und deren Abzeichen in der Sonne glänzten. Bei der Kriminalpolizei zu sein, hatte manchmal auch Nachteile.

»Mann, was für eine Zeitverschwendung.«

Der Police Constable neben Ben Cooper kam von der Dienststelle Matlock, ein angegrauter Landpolizist, der früher einmal Ambitionen gehabt hatte, sich zu einer Spezialeinheit nach Chesterfield versetzen zu lassen. Doch während die Spezialeinheit ein Stück weiter unten am Hügel im Einsatz war, direkt unterhalb der Villa, war PC Garnett zusammen mit dem Kripobeamten aus Edendale zu einer spontan zusammengewürfelten

Suchmannschaft abkommandiert worden, der auch einige National Park Ranger angehörten. Man sah es seinem blauen Overall an, dass Garnett mehr Wert auf Bequemlichkeit legte als auf modisches Aussehen, und er hatte so wild mit seiner Stange herumgefuchelt, dass die Kollegen nach und nach immer weiter von ihm abgerückt waren, um ihre Schienbeine vor ihm in Sicherheit zu bringen.

»Meinen Sie?«

»Aye, auf jeden Fall«, antwortete Garnett. »Die Kleine soll doch angeblich mit ihrem Freund durchgebrannt sein.«

»Ach ja?«, sagte Cooper. »Davon weiß ich nichts. Bei der Einsatzbesprechung wurde nichts davon erwähnt. Nur, dass sie vermisst wird.«

»Vermisst? Dass ich nicht lache. Verlassen Sie sich darauf, die treibt es mit irgendeinem pickeligen Knaben. Fünfzehn Jahre alt, was will man heutzutage schon anderes erwarten?«

»Vielleicht haben Sie Recht. Trotzdem müssen wir der Sache nachgehen.«

»Das kann ich Ihnen sagen, wenn sich eine von meinen beiden so was erlauben würde, würde ich sie umbringen.«

Garnett drosch mit solcher Wut auf einen kleinen Holunderschössling ein, dass er in zwei Teile zerbrach, die zarten jungen Zweige auf die Erde fielen und klebriger Saft herauslief. Dann trat er auf den abgeknickten Stamm und rammte ihn mit seinem Polizeistiefel ins Gras. Falls irgendwelche zerbrechlichen Beweisstücke im Wald herumlagen, konnte Cooper nur hoffen, dass er sie fand, bevor Garnett in ihre Nähe kam.

Doch dann sah er den Police Constable an und musste lächeln. Der Mann meinte es nicht böse. Er war nur ein gealterter Familienvater, dem jeder berufliche Ehrgeiz mit zunehmender Leibesfülle abhanden gekommen war, aber er war kein schlechter Mensch. Cooper konnte förmlich sehen, welche kleinen Alltagsorgen an Garnett nagten, angefangen von seinem zurückweichenden Haaransatz über die wiederkehrenden Kreuzschmerzen bis hin zur Höhe seiner Telefonrechnung.

»Seien Sie froh um die Überstunden«, sagte er. »Die können wir alle gebrauchen.«

»Ah, da haben Sie Recht, mein Junge. Wie wahr. Da braucht es schon einen Fall wie diesen, dass die Geizkrägen da oben mal ein paar Pfund extra lockermachen.«

»Das liegt an den Sparmaßnahmen.«

»Sparmaßnahmen!« Garnett stieß es wie einen Fluch hervor. Beide Männer blieben einen Augenblick stehen, um dem Wort hinterherzulauschen, und schüttelten resigniert den Kopf.

»Bleiben Sie mir bloß mit diesen Buchhalterseelen vom Leib«, sagte Garnett. »Für die sind wir doch keine Polizisten mehr, sondern eine Zahlenkolonne auf einem Stück Papier. Alles dreht sich nur noch um spektakuläre Einsätze und Aufklärungsquoten. Für einen Polizisten vom alten Schlag ist heute kein Platz mehr.«

Verbittert sah er zu der Spezialeinheit hinüber, die sich hinter einer Reihe von Pyramidenpappeln, die wie dunkle Stacheln aus der Landschaft ragten, durch das Gebüsch kämpfte.

»Aber wem sage ich das? Sie sind anders, mein Junge. Ganz der Vater, wie man hört. Hut ab, kann man da nur sagen. Viel Glück wünsche ich Ihnen.«

»Danke.«

Cooper war gerade erst aus seinem zweiwöchigen Sommerurlaub zurückgekommen. Gleich an seinem ersten Arbeitstag war er für die Suche nach Laura Vernon eingeteilt worden, fünfzehn Jahre alt, seit Samstagabend vermisst. Sie hatte kurzes, dunkles, rot-gefärbtes Haar, trug eine silberne Perle in der Nase, war 1,75 Meter groß und reif für ihr Alter. Gleichzeitig suchten sie auch nach ihrer Kleidung – schwarze Jeans, rotes, kurzärmeliges Baumwoll-T-Shirt, weißer Sport-BH, blauer Slip, blaue Söckchen, ein Paar Turnschuhe Marke Reebok, Größe 38, slim fit. Dass die Suche ihrer Leiche gelten würde, sobald sie die Kleidung gefunden hatten, verstand sich von selbst.

»Was diese Kleine angeht: Wenn Sie mich fragen, ist sie längst über alle Berge«, sagte Garnett. »Mit ihrem Freund durchge-

brannt. Irgendein Halbstarker aus Manchester mit einem Motorrad. Aber so geht es eben heutzutage zu bei den Teenagern. Und wen wundert das? Schließlich lernen sie in der Schule alles über Verhütung, wenn sie noch keine zwölf Jahre alt sind. Und die Eltern haben natürlich keine Ahnung. Eltern wie die hier bestimmt nicht. Meistens kriegen sie doch kaum mit, dass es das Kind überhaupt gibt.«

Cooper hatte noch Muskelkater in den Beinen von seiner Klettertour in den steilen, imposanten Cuillin Hills auf der Isle of Skye. Seine Freunde Oskar und Rakesh, die zur Bergrettung von Edendale gehörten, konnten von den Bergen einfach nicht genug bekommen. Er selbst hätte heute allerdings gegen einen ruhigen Tag am Schreibtisch nichts einzuwenden gehabt: ein paar Telefonate vielleicht, sich informieren, was in den letzten vierzehn Tagen passiert war, sich den neuesten Revierklatsch anhören. Alles wäre ihm lieber gewesen als diese Kraxelei.

Aber er kannte sich in der Gegend aus, das Dorf, aus dem er stammte, lag nur wenige Kilometer entfernt. Die meisten Männer, die für die Suchmannschaft eingeteilt worden waren, kamen aus anderen Gebieten oder Dienststellen. Einige von ihnen waren sogar aus der Stadt. In diesem Gelände wären sie reihenweise in die alten Minenschächte gefallen, wenn ihnen nicht einer erklärt hätte, wo oben und unten war.

Natürlich konnte PC Garnett durchaus Recht behalten. Es geschah schließlich oft genug, dass sich Jugendliche im ländlichen Peak District langweilten und den Verlockungen der Großstadt erlagen. Und einen Freund hatte die Kleine sicher auch gehabt, einen Jungen, den ihre Eltern ablehnten. Laut Protokoll hatten die Vernons ausgesagt, es habe bei ihnen zu Hause keinen Ärger gegeben, keinen Familienstreit, nicht den geringsten Grund, warum Laura hätte weglaufen sollen. Aber sagten das betroffene Eltern nicht immer? In jeder Familie gab es Missverständnisse und Dinge, die niemand ahnte. Vor allem, wenn es sich um eine Familie handelte, der die nötige Zeit oder das Interesse fehlte, miteinander zu reden.

Andererseits hatte Laura nichts zum Anziehen mitgenommen, kein Geld, keinerlei Habseligkeiten. Und sie war, wie erste Befragungen ergeben hatten, am Samstagabend dabei gesehen worden, wie sie am Rande des Baulk, eines ausgedehnten Waldgebietes, mit einem jungen Mann gesprochen hatte.

Als Cooper auf dem Hügel unterhalb des Dorfes Moorhay angekommen war, hatte er sich daran erinnert, dass er schon einmal in Laura Vernons Elternhaus gewesen war. Es war das große weiße Haus, The Mount genannt, das, hinter den Bäumen verborgen, allein auf einem Geländevorsprung stand, oberhalb der Stelle, die von dem Suchtrupp durchkämmt wurde. Die Villa, die ursprünglich einem Bergwerksbesitzer gehört hatte, war groß und protzig. Sie hatte einen streng gestalteten Garten voller Rhododendren und Azaleen und eine Terrasse mit einem überwältigenden Blick über das Tal. Cooper war dort zum achtzehnten Geburtstag eines Klassenkameraden eingeladen gewesen. Dass der Junge wohlhabende Eltern hatte, wussten an der alten Edendale High School alle, noch bevor sie in den Genuss einer Hausführung gekommen waren. Die damaligen Besitzer waren nicht die Vernons gewesen, sondern Einheimische, die Familie eines Mannes, der im Peak District eine Hand voll kleinerer Tankstellen geerbt hatte und von Edendale und den umliegenden Dörfern aus bis über die Grenzen Derbyshires hinaus expandiert hatte, bis nach Süd-Yorkshire und an den Rand der Großstädte.

Natürlich hatte er das Geschäft letztlich an eine größere Gesellschaft verkauft und dabei tüchtig abkassiert. Anschließend war er weggezogen. Ins Ausland, hieß es. Nach Südfrankreich oder Italien, so wurde allgemein vermutet.

Die Villa hatte eine Zeit lang leer gestanden, bis zum Ende der Rezession. Abbildungen ihrer eleganten Fassade fanden sich regelmäßig in den exklusiveren Immobilienanzeigen der Landhaus-Magazine. Wenn die Dorfbewohner im Wartezimmer des Arztes saßen, staunten sie über die Anzahl der Bäder, rätselten darüber, was wohl ein Wirtschaftsraum war, und schüttel-



ten ungläubig den Kopf über die vielen Nullen im Kaufpreis. Irgendwann hatten dann die Vernons die Villa gekauft. Niemand wusste, woher sie kamen oder was Mr. Vernon beruflich genau machte, außer dass er Geschäftsmann war. Er fuhr jeden Morgen mit seinem Jaguar XJS Richtung Sheffield und blieb manchmal tagelang fort. Gehörte er auch zu denen, die im Peak District nur eine kleine Zwischenstation einlegten, bevor sie sich in der Toskana niederließen?

»Das Überstundengeld kommt Ihnen doch bestimmt auch nicht ungelegen. Waren Sie nicht gerade im Urlaub?«, fragte Garnett.

»In Schottland«, antwortete Cooper.

»Ach, du lieber Himmel. Schottland? Da ist es doch genauso wie hier, bloß mit ein bisschen feuchter. Das wäre nicht mein Fall. Wenn ich in Urlaub fahre, will ich Sand und Sonne sehen. Und mich billig volllaufen lassen. Ich stehe auf Ibiza. Jede Menge englische Pubs und Kasinos. Ein paar Flaschen Sangria, eine Paella und dann nichts wie ran an die Spielautomaten. Das ist für mich das Höchste. Außerdem würde meine Frau sich scheiden lassen, wenn ich ihr mit etwas anderem käme. Im nächsten Jahr will sie auf die Malediven. Ich weiß noch nicht mal, wo die liegen.«

»Irgendwo östlich von Ibiza, glaube ich«, sagte Cooper. »Aber da würde es Ihnen auch gefallen.«

Die Reihe bewegte sich wieder vorwärts, und Cooper verscheuchte einen Fliegenschwarm vor seinem Gesicht. Sonne, Sand und billigen Fusel, an so etwas konnte er jetzt nicht denken. Selbst während der vierzehn Tage in den Steilwänden der Isle of Skye war er oft in Gedanken nicht ganz bei der Sache gewesen, sondern schon bei den Auswahlgesprächen für eine mögliche Beförderung, die in wenigen Tagen stattfinden sollten. In der Dienststelle E wurde in Kürze eine Stelle als Detective Sergeant frei. DS Niles war nun schon seit Wochen krankgeschrieben, und alles schien auf die übliche krankheitsbedingte Frühpensionierung hinauszulaufen – eine weitere Belastung des ohne-

hin schon überstrapazierten Polizeishaushalts. Ben Cooper hielt sich für Niles' idealen Nachfolger: zehn Jahre im Polizeidienst, fünf davon bei der Kripo, bessere Ortskenntnisse als die übrigen Kollegen in seiner Schicht zusammengenommen. Er wollte und musste den Posten als Sergeant bekommen. Außerdem war es der Wunsch seiner Familie. Cooper dachte an den verzweifelt hoffnungsvollen Blick seiner Mutter, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, an die Frage, die sie genauso oft unausgesprochen ließ, wie sie sie stellte. Er musste tagsüber oft an sie denken, jedes Mal, wenn er einen kranken oder alten Menschen sah. Er dachte an ihre Schmerzen, die anscheinend gar nicht mehr besser werden wollten, an ihren Kummer und an das Einzige, was er tun konnte, um ihr Leid vielleicht ein wenig zu lindern. Er sehnte sich danach, ihr das zu geben, was sie sich am meisten wünschte, nur dieses eine Mal.

Die Reihe der Männer war inzwischen so weit unter die Bäume vorgedrungen, dass das Laubdach den Lärm des Polizeihubschraubers dämpfte, der noch immer über dem Tal kreiste und die Wälder mit der Wärmebildkamera absuchte. Der Übergang von der gleißenden Sonne in den dunklen Schatten machte es schwierig, irgendwelche Einzelheiten im Unterholz zu erkennen. Hinter den brusthohen Brombeersträuchern und Weidenröschen hätten ganze Trupps Soldaten auf der Lauer liegen können, die bloß darauf warteten, dass ein argloser Bobby im blauen Overall auf sie stieß, lediglich mit einer Holzstange bewaffnet, an der schleimige Schnecken klebten.

In der Nähe keckerte ein Fasan und flog aufgeschreckt davon. Weiter entfernt war ein anderes Geräusch zu hören. Die Bäume standen zu dicht, um sagen zu können, aus welcher Richtung es kam. Es war das Bellen eines Hundes, einmal nur.

## 2

**C**harlotte Vernon hatte sich seit einer Viertelstunde nicht mehr bewegt. Vielleicht lag es an den Tabletten oder dem Alkohol, vielleicht auch an den wilden Spekulationen, die ihr durch den Kopf schossen, jedenfalls wechselten sich schon den ganzen Tag Phasen der Unrast mit Augenblicken vollständiger Lähmung ab. Immer wenn es ihr scheinbar gelungen war, ihre Gedanken über einen kurzen Zeitraum hinweg vollkommen auszublenden, schlug erneut eine Welle der Angst über ihr zusammen. Das Warten war ihr zum Lebensinhalt geworden.

Charlotte stand auf der Terrasse, an die Steinbalustrade gelehnt, und sah dem Hubschrauber nach, der über sie hinwegflog. Sie verfolgte die Bewegungen der Rotorblätter, als hoffte sie, in deren Flirren eine Botschaft lesen zu können. Auf dem Tisch neben ihr standen ein halbes Glas Bacardi und ein überquellender Aschenbecher mit zerdrückten Kippen, die Filter zinnoberrot verschmiert.

Sie stand schon den ganzen Nachmittag auf der Terrasse und schien kaum zu bemerken, wie die Sonne nun allmählich hinter dem Haus verschwand und die Luft merklich kühler wurde. Sie hatte sich nur gerührt, wenn hinter ihr im Haus das Telefon geklingelt hatte. Dann hatten sich ihre Muskeln gespannt und ihre Finger die Balustrade fester umklammert, bis Graham den Hörer abnahm. Erst hatte sie sich angestrengt, sein Gemurmel zu verstehen, dann hielt sie sich die Ohren zu, als ob sie nichts davon hören wollte.

Doch es waren immer nur Anfragen von Freunden oder sogar geschäftliche Gespräche gewesen, die Graham mit ge-

senkter Stimme erledigte, wobei er sich, mit einem Blick auf den Rücken seiner Frau, schuldbewusst abwandte. Er schien erleichtert, sie nicht ansehen zu müssen, vor der Bergkulisse der Witches, den Kopf zum Himmel erhoben, wie die Heldin eines Ritterromans, die auf Nachricht aus einer fernen Schlacht wartet.

Nach dem letzten Anruf legte Graham den Hörer auf und wandte sich wieder um zur Terrassentür.

»Das war Edward Randle von AET«, sagte er. »Er lässt dich grüßen. Und er wollte wissen, ob Martina und er morgen Abend trotzdem kommen sollen.«

Charlotte sagte kein Wort. Nur das leise Surren der Ventilatoren und das ferne Bellen eines Hundes unten im Dorf waren zu hören.

»Ich habe ihm natürlich zugesagt. Wir können sie schließlich nicht wieder ausladen. Das Leben geht weiter.«

Graham fragte sich, ob sie ihn überhaupt gehört hatte. Sie war in ihrer eigenen Welt versunken, wo für Banalitäten wie Allied Electronics kein Platz war. Graham ging ein paar Schritte auf sie zu, unsicher, ob er sie berühren sollte. Vielleicht brauchte sie jetzt menschliche Nähe, vielleicht würde dadurch aber auch alles nur noch schlimmer werden. Er wusste es nicht.

Er roch das Sonnenöl auf ihrer Haut. Ihr blond gefärbtes Haar hing glatt herunter, bis auf den Rand des Tuchs, das sie sich um die Schultern geschlungen hatte. Die Muskeln ihrer schlanken, gebräunten Beine waren straff gespannt. Graham unterdrückte das in ihm aufsteigende Verlangen. Vielleicht wäre seine Frau bis zum Abend wieder etwas empfänglicher für seine Avancen. Vielleicht auch erst morgen.

»Hast du gehört, Charlotte?«

»Können wir nicht einfach den Hörer daneben legen?«

»Aber dann würden wir nichts hören... wenn es etwas Neues gibt.«

»Wenn sie Laura finden, wolltest du sagen.«

Charlotte klang müde, die Anstrengungen der letzten 48 Stun-

den forderten ihren Tribut, auch wenn sie das nur ungern zugeben würde.

»Sie werden sie doch finden, Graham?«

»Aber natürlich.«

Seit zwei Tagen beschwichtigte Graham sie nun schon mit den gleichen Worten. Obwohl er sich um einen möglichst überzeugenden Ton bemühte, bezweifelte er, dass seine Frau ihm glaubte. Er glaubte sich ja selbst nicht.

Der Hubschrauber beschrieb eine Kurve, und die Rotorblätter verschwanden hinter der Hügelkette. Charlotte sah ihm verzweifelt nach, als ob sie sich nicht genug bemüht hätte, die Botschaft zu entziffern. Von der Terrasse aus war keines der Häuser, die zum Dorf gehörten, zu erkennen. Man sah nur ein paar Farmen, hoch oben auf der gegenüberliegenden Bergflanke, deren verwitterte Wände mit dem übrigen Gestein verschmolzen. Kein Wunder, dass Charlotte den Hubschrauber nur ungern aus den Augen verlor. Er war das einzige Zeichen von Leben, das sie vom Mount aus sehen konnte.

»Man hört so oft, dass ein Mädchen von zu Hause wegläuft und für immer verschwindet«, sagte sie. »Nach London zum Beispiel. Könnte sie in London sein, Graham? Und wie sollte sie dort hingekommen sein?«

»Sie ist doch erst fünfzehn«, sagte er. »Man würde sie wieder zurückbringen.«

»Wie soll sie hingekommen sein?«, wiederholte sie. »Woher hätte sie das Geld gehabt? Sie könnte natürlich per Anhalter gefahren sein. Weiß sie überhaupt, wie man trampelt? Warum hat sie nichts zum Anziehen mitgenommen?«

Seit zwei Tagen stellte sie nun schon zu viele Fragen, die Graham nicht beantworten konnte. Er hätte ihr gern gesagt, dass Laura höchstens bis Bakewell gekommen sein konnte und dass die Polizei sie spätestens diese Nacht aufgreifen würde. Er hatte versucht, es ihr zu sagen, aber er hatte es nicht über die Lippen gebracht.

»Willst du nicht reinkommen? Du musst etwas essen.«

»Noch nicht«, sagte sie.

»Es wird schon dunkel. Du solltest dir wenigstens etwas überziehen.«

»Ich bleibe hier draußen«, sagte sie.

»Charlie...«

»So lange sie noch nach ihr suchen«, sagte sie. »So lange möchte ich hier draußen bleiben.«

Ein kaum angelesenes Buch lag aufgeklappt auf dem Tisch. Graham sah am Einband, dass es der neueste Krimi aus einer Bestsellerserie über eine amerikanische Gerichtsmedizinerin war, die eine Leiche nach der anderen seziierte und scharenweise Serienkiller fing. Auf dem Umschlag war der kaum identifizierbare Teil eines nackten Körpers vor einem dunklen Hintergrund zu sehen.

»Ich weiß wirklich nicht, wo wir sie noch suchen könnten«, sagte Charlotte. »Obwohl ich mir so das Hirn zermartere. Aber wir haben sie doch schon überall gesucht. Fällt dir nicht noch etwas ein, Graham?«

»Wir haben es überall probiert«, sagte Graham.

»Was ist mit dem Mädchen aus Marple?«

»Da haben wir auch schon nachgefragt. Ihre Eltern sagen, dass sie den Sommer über in Frankreich ist.«

»Ach ja, das hatte ich vergessen.«

»Wenn sie in schlechte Gesellschaft geraten ist...«

»Wie denn?«, sagte Charlotte schnell. »Wir haben doch immer so gut auf sie aufgepasst. Wie sollte sie da in schlechte Gesellschaft geraten?«

»So etwas kommt vor, da dürfen wir uns nichts vormachen. Auch wenn... Auch wenn ihre Freunde aus den besten Familien stammen, können sie auf die schiefe Bahn geraten sein.«

»Möglich wäre es.«

»Und dann gibt es diese Rave-Partys. Ich habe gehört, dass sie manchmal das ganze Wochenende dauern.«

Charlotte schauderte. »Meinst du, sie nimmt Drogen?«

»Wenn sie wieder da ist, müssen wir jedenfalls ernsthaft mit ihr reden.«